# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 219. Bromberg, den 24. September 1931.


## Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.


Urheberschutz für (Copyright by) Carl Duncker-Verlag Berlin W. 62.


(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

An und für sich waren ihr diese Dinge ziemlich gleichgültig. Aber sie hatte aus den Worten, die ihr Freund Grasmück getreulich übermittelte, etwas anderes herausgehört. Da war eine Möglichkeit für Martin, ein Leben zu führen, das seiner würdig war, einen Beruf zu ergreifen, der ihn befriedigte. Und sie war nicht gewillt, einem sinnlosen Begriff zu Liebe diese Gelegenheit vorbeigehen zu lassen, aus dem verbitterten, lebensabgewandten Bruder einen bejahenden produktiven Menschen zu machen.

„Lieber Martin, beantworte mir mal bitte eine Frage: hat nicht jeder geistig geschulte und trainierte Mensch, hat nicht jeder Doktor oder Professor irgendeiner Wissenschaft das Recht, sich dafür besolden zu lassen, daß er andern sein geistiges Können zugänglich macht? Würde man seine Berufung an eine Hochschule in Peking nicht sogar als eine besondere Ehrung ansehen? — Siehst du, Martin: die deutschen Meisterschaften sind deine Prüfung. Gewiß kein leichtes Examen. Peking will nur den Besten haben. Alle Kandidaten fallen durch, bis auf einen.

Dieser eine sollst du sein — mußt du sein!

Damit du nach Peking gehen kannst und dein Leben Zweck und Inhalt bekommt. Darum — nur darum, Martin! Alles andere ist nebensächlich."

Mogi hatte sich in Hitze geredet. Sie hing im Arm ihres Bruders und hatte ihre Schritte beschleunigt, als wolle sie ihn eilig irgend wohin ziehen. — Martin schwieg. Es lag dem Eigenbrödler nicht, sich von einer Begeisterung fortreißen zu lassen, die nicht seine eigene war.

Aber er konnte nicht dagegen an. Dieses erstaunliche Mädchen, das seine Schwester war, drängte sich, wie so oft, in seine Gedanken ein und gab ihnen andere Richtung. Und, wie so oft, hatte er sich verleiten lassen, ihr zu folgen und fand nun nicht mehr zurück. — Hatte sie nicht recht? Hatte es wirklich einen Zweck, die Grenze zwischen Liebhaberei und Beruf mit den Augen eines weltfremden Idealisten zu ziehen und alles, was jenseits dieser Grenze war, zu verurteilen? Durfte er sich das leisten, er, der Motorradfahrer Martin Jakobs, der nach einer menschenwürdigen Existenz hungerte? Und weiter dachte er: zwang man nicht mit dieser Methode die Sportleute zur Unaufrichtigkeit und züchtete ein Geschlecht von Amateuren heran, die gar keine Amateure waren, sondern verkappte Professionals?

„Wie kommst du auf solche Gedanken, Mogi?" fragte er und merkte gar nicht, daß es nicht ihre, sondern bereits seine eigenen Gedanken waren. „Du hast doch keine Ahnung von diesen Dingen."

„Ich glaube gerade deshalb, weil ich keine Ahnung habe. Ich bemühe mich immer, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Und dazu muß man sehr unbefangen sein."

Weiter sagte sie nichts zu diesem Thema. Sie kannte Martin und wußte, daß man ihn jetzt nicht stören durfte.

Erst nach einer Weile drehte sie sich um und spähte mit ihren scharfen Augen die Straße hinunter. „Da hinten kommt die 44 — ich glaube, wir fahren doch lieber. Ich habe heute noch einen Haufen zu malen."

Sie wußte, daß sie gesiegt hatte und flog auf die Haltestelle zu. Martin setzte ihr nach. Natürlich schlug er sie um ein paar Längen — aber nur mit den Beinen — Das war immer schon so gewesen.

### IX.

„Da kommen sie ja", rief der kleine obeinige Achmed und zeigte aufgeregt nach Westen, wo aus einer Bodensenkung eine reitende Gestalt auftauchte, hinter der eine andere zu laufen schien.

„Allah hat seine Seele mit Torheit geschlagen", sagte Omar halb mitleidig, halb geringschätzig. „Er hat mir gestern gesagt, daß er nichts dafür nimmt. Gar nichts."

„Er wird uns die Preise verderben, der verrückte Inglis", ließ sich ein langer Bengel mit einer erstaunlich ausgeprägten Habichtsvisage vernehmen. — Er hieß Saïd und galt unter den Treiberjungen als der klügste. Es war ihm nämlich gelungen, seinen Esel so zu dressieren, daß keiner von den weißen Efendis oder ihren Weibern, die sich dieses Tieres als Transportmittel zwischen Luksor und dem Tal der Könige bedienten, sich rühmen konnte, ihn je zu einem Trab oder Galopp bewegt zu haben.

Es liegt auf der Hand, daß das die Quintessenz aller Klugheit bedeutet. Jedenfalls für einen jener halbwüchsigen Araberjungen, die während der Saison in Luksor jeden Tag mit gezücktem Esel am jenseitigen Ufer des Nils stehen und sich mit wildem Geschrei auf die Tut-anch-Amon-süchtigen Europäer stürzen, um sie auf die besondere Eignung ihres Tieres für einen Ritt nach den Königsgräbern aufmerksam zu machen.

Denn für diese jungen Bachschischeleven hängt von der Geschwindigkeit, zu der sich ihr Esel von seinem glücklich gekaperten Reiter bewegen läßt, das Wohl ihres ganzen Eselsjungendaseins ab. Oft genug kommt es vor, daß der europäische Tourist in dem stolzen Gefühl, endlich einmal richtig reiten zu können, das Tier unter vielen Stockschlägen und ekstatischen „Yallah-Rufen", die er bald dem Araber abgelauscht hat, in eine schnellere Gangart versetzt und Hunderte von Metern im Galopp zurücklegt. Dann heißt es für den armen Achmed oder Omar, die Beine in die Hand nehmen, denn er darf den Reiter nicht aus den Augen verlieren.

Wenn man sich klar macht, was es heißt, in der Bratofenatmosphäre des afrikanischen Mittags Stunden und Stunden hinter einem Esel herzulaufen, kann man die Entrüstung des klugen Saïd verstehen. Er sah in der Tatsache, daß der verrückte Inglis, von dem hier die Rede war, gratis hinter seinem berittenen Herrn herlief, eine große Gefahr für den Lohntarif seiner Kollegen. — Aber Omar konnte ihn darüber beruhigen.

„Er hat mir gesagt, daß er nur für seinen Herrn läuft und niemals in andere Dienste treten wird. Außerdem ist

er ein Deutscher und hat ein Gelübde abgelegt, niemals für eine Bewegung seines Körpers Geld zu nehmen."

„Er muß vom Scheitan besessen sein, sonst hätte er niemals so ein dummes . . ."

„Sieh nur", unterbrach Omar, „der Scheitan, der in ihm steckt, scheint ihm jetzt die Gedärme zu kitzeln, er läuft schneller, als sein Herr reiten kann."

Tatsächlich sah man jetzt, wie ein leuchtend brauner Körper, nur mit ein Paar kurzen schwarzen Hosen bekleidet, hinter dem im Galopp herannahenden Reiter hervorschoß und mit immer steigender Geschwindigkeit auf die Gruppe der Araberjungen zugerast kam, die unwillkürlich den Weg freimachten.

Plötzlich, etwa zehn Meter vom Nilufer entfernt, warf er den rechten Arm in die Luft und stoppte ab.

Kaum zum Stehen gekommen, hob er beide Arme zum Himmel, breitete sie langsam aus, knickte in der Mitte zusammen und warf den Oberkörper vorn über. Dabei ließ er seine Arme zwischen den Beinen pendeln. — Das wiederholte er fünf-, sechsmal.

Der kleine Omar schlug sich die Fäuste gegen die Wulstlippen. Er fing plötzlich an, sich zu fürchten von diesem Besessenen, der da mit dem Gesicht nach Osten sein Gebet verrichtete.

„Wieviel?" rief der Besessene, als er seine Atemübungen beendet hatte, dem Reiter zu, der inzwischen auch die Gruppe erreicht hatte.

Der Reiter sah auf einen kleinen, runden Gegenstand, der in seiner hohlen Hand aufblitzte, „1,14,3 für die letzten fünfhundert Meter. — Sehr anständige Zeit mit Segelschuhen auf Wüstensand".

„Hier — zieh an!" sagte der Reiter und warf dem Läufer einen weichen kaffeebraunen Kamelhaarmantel zu und ein Frottiertuch, das dieser sich um den Hals wickelte. — —

Einige Minuten später gingen Robert und Eppo Wyngarthen nebeneinander am Nilufer entlang, schweigsam wie der träge, breite Fluß neben ihnen.

Es wurde nie gesprochen nach dem Lauf. Das Sprechen beeinträchtigte die Erholung der angestrengten Lungen.

Es hätte wohl auch den Genuß dieser Stunde beeinträchtigt, in der der verschwenderische afrikanische Himmel die unwahrscheinlichsten Farbenzusammenstellungen auf den Horizont herabsinken ließ. — Das silberne Band des Nils verrieselte in violetter Ferne, über der ein flammender Streifen von Orange sich in grünen Dissonanzen mit der Dunkelheit vermählte.

Der gebogene Mast einer traurigen Dahabije wischte mit dem weißen Dreieck seines Segels behutsam über die blutende Stelle, an der die Sonne mit schmerzhaftem Ruck untergegangen war.

Eppo liebte diese Stunde, die für ihn eine Stunde der Besinnung war. Unwillkürlich hatte er es sich angewöhnt, diesen schweigsamen Heimweg dazu zu benutzen, sich im Geiste wie auf einer Fiebertabelle die Kurve seiner Fortschritte und Rückschläge einzuzeichnen, von dem Tag an, als man hier am Nil das Trainingsquartier aufgeschlagen hatte.

Es war wirklich erstaunlich, wie geschickt Robert die vorgefundenen Verhältnisse für seine Zwecke benutzt, erstaunlich, was er in den vierzehn Tagen, die man nun hier war, schon aus ihm gemacht hatte.

Man wohnte nicht unmittelbar in Luksor, sondern hatte ein entzückendes, nur mit Korbmöbeln eingerichtetes Kleines Häuschen gemietet, das sich vor Jahren ein Archäologe jenseits des Nils gebaut hatte, um ungestört arbeiten zu können.

Hier schlief man, hier aß man, und hier war die Operationsbasis für das genau umrissene Tagesprogramm, das morgens um fünf begann und abends um neun Uhr endete.

Die recht kühlen Morgenstunden wurden mit jener Körpergymnastik nach Roberts eigenem System ausgefüllt, die für den Sportsmann etwa dieselbe Rolle spielen wie für den Musikvirtuosen das Etüdenüben.

Es folgte eine Stunde Boxen. — Abu Kilbi, ein ehemaliger Negerboxer, den man in Luksor aufgefischt hatte, diente zuerst als Sparringpartner, später als Sandsack.

Dann ging es hinaus in den großen Garten, der zu dem Häuschen gehörte und in dem man nur den Arm auszustrecken brauchte, um eine jener Mandarinen in der Hand zu haben, die hier unwahrscheinlich grün und unwahrscheinlich süß an den Bäumen hingen. — Jetzt wurde aber kein Arm ausgestreckt. Das stand erst im Mittagsprogramm. Jetzt wurde gelaufen!

Ja, Eppo lernte laufen. Keine Ahnung hatte er davon gehabt! Er war gesprungen, geschlichen, getrottet, gestolpert! — Jetzt lief er! Nicht wie früher nur mit den Beinen, sondern mit den Armen, mit den Schultern, mit den Hüften. Alle Muskeln, alle Sehnen, das ganze Körpergewicht wurden in den Dienst der einen Sache gestellt: laufen. Keine Stoppuhr, keine Aschenbahn, keine Spikes. — Ein einfacher weißer Weg in einem Orangenhain am Nil, auf dem man barfuß Hunderte von Mal bald langsam, bald schnell auf und ab lief und versuchte, die brüderlichen Befehle dem Körper so lange aufzuzwingen, bis er sie resigniert an das Unterbewußtsein weitergab und man mit einemmal nicht mehr anders konnte als: richtig laufen!

Wenn die Sonne anfing, die ersten sengenden Strahlen abzuschießen, hatte man schon den ersten Teil des Tagespensums absolviert. — Es folgte eine lauwarme Brause, Massage durch Robert, und Frühstück.

Nach einer halbstündigen Pause, in der Körper und Geist zum Trocknen in den Garten gehängt wurden, kam eine halbe Stunde theoretischer Unterricht.

Dann ging es in den Nil. — Crawlübungen mit dem Strom und gegen den Strom, Tauchübungen zur Weitung der Lungen und Kunstsprünge von einem Brett, das man geschickt am Stamme einer am Ufer stehenden Palme angebracht hatte, füllten die ersten Stunden aus. — Immer länger wurden dann die Pausen zwischen den einzelnen Übungen, immer seltener die Sprünge, bis man allmählich vom Sportsmann zum Nilpferd wurde und mit dem Bruder und den letzten Resten von Tatkraft, die einem die bleierne Mittagshitze ließ, zum andern Ufer hinüberschwamm — wo man sich behaglich grunzend in den sauberen zähen, heißen Nilschlamm fallen ließ und weiter nichts dachte, als das, was vermutlich das Nilpferd in solchen Fällen denkt: wie herrlich ist doch die Welt, wenn man gerade nichts Besseres vor hat, als mit den Ohren zu wackeln!

Man lieferte sich völlig und vorbehaltlos dieser sengenden Hitze aus, in eine zärtliche willige Masse gebettet, die es dem Körper leise gluckend gestattet, sich sein Lager selbst zu modellieren. — Mitunter ertönte ein träges Klatschen: man pflegte sich dann und wann eine Handvoll Schlamm gegenseitig ins Gesicht zu werfen. —

Wenn die Gongs der weißen Hotels herüberschallten, die die europäischen und amerikanischen Säulenanbeter aus den Tempelruinen zum Lunch riefen, ließ man sich schnappend wieder in die reinigenden Fluten gleiten und schwamm zum anderen Ufer zurück. Dort hatte der alte zahnlose Ali unter einem Mandarinenbaum auf einem weißen Leinentuch schon die Schätze ausgebreitet die er in einem käfigartigen Korbgeflecht jeden Mittag aus der Küche des Winterpalace-Hotels holte. Der Nachtisch hing an den Bäumen, die auch den Schatten für den Nachmittagsschlaf lieferten.

Wenn man erwachte, war es meistens Zeit, zum Rendezvous mit dem krummbeinigen Achmed zu gehen, der mit seinem Esel um Punkt sechs bereitstand und es immer wieder nicht begreifen wollte, daß man ihn selbst zu dem Ritt nicht brauchte und er trotzdem seine zwanzig Piaster dafür bekam.

Das hatte einen sehr einfachen Grund.

Wenn Hatschepsut, die Schwester und Gattin des Thutmosis aus der achtzehnten Dynastie, hätte sehen können, was die Brüder Wyngarthen aus Berlin hier in ihrem ehemaligen Sanssouci trieben, sie hätte vermutlich eine heftige Rotation in ihrer Grabkammer vollführt. So aber lag sie, zur häßlichen Mumie verschrumpft, friedlich nebenan im Tal der Könige, und Eppo konnte ungehindert — Robys Esel als Schrittmacher benutzend — das tun, was man in seiner Heimat mit „Waldlauf" bezeichnet hätte.

Der gänzliche Mangel an Wald jedoch sowie die im sandigen und steinigen Boden aufgespeicherte Hitze stellten Anforderungen an den Läufer, die für europäische Begriffe fast übermenschlich schienen.

Immerhin konnte Eppo heute — vierzehn Tage nach seiner Ankunft in Luksor — es schon mit jedem einschlägi-

gen Treiberjungen afrikanischen Geblüts im Laufen aufnehmen.

Eine Tatsache, die einen jungen deutschen Abiturienten durchaus mit Stolz erfüllen konnte! — —

*

Beim Abendessen, das wegen der vom Nil kommenden kühlen Nachtluft im geschlossenen Zimmer eingenommen wurde, merkte Robert etwas.

Mit Eppo war nicht alles in Ordnung. Der Junge hatte plötzlich etwas merkwürdig Gespanntes, Unstetes im Blick.

Aber Robert brauchte nicht zu fragen, brauchte auch dieses Mal nicht lange zu warten. — Eppo zog ein zerknittertes Stück Papier hervor und legte es vor dem Bruder auf den Tisch.

„Da lies!"

„Sie ist dir nachgereist", sagte Robert und sah statt des Briefes den Jungen an.

„Woher — — —"

„Ich wußte es nicht. Ich nahm es an. Jetzt weiß ich es. Ich sehe es an deinen Augen, die mich an Kairo erinnern."

Eppo bekam rote Ohren. Teufel, konnte der Robby denn alles sehen?

„Sage mal, großer weiser Bruder, weißt du vielleicht auch, ob ich — sie — noch — liebe? — Ich weiß es nämlich nicht — ganz genau jedenfalls nicht."

„Ich glaube, es ist wieder soweit —"

„Wieweit?" unterbrach Eppo und spannte.

„— daß wir uns die Pfeifen anzünden müssen."

Robert stopfte gelassen den aromatischen Caven in das braune Holz und setzte ihn in Brand. „Sieh mal, Eppokind, es ist gar nicht so absurd, daß du mich das fragst. Ob du sie noch liebst, weiß ich natürlich nicht. Ich kann höchstens daraus, daß du es selbst nicht genau weißt, schließen, daß durch eure Trennung und die Beschäftigung all deiner Sinne mit einer der Liebe gänzlich abgewandten Materie ein toter Punkt in eurem Verhältnis eingetreten ist. Ein Punkt also, von dem aus du bei einer Wiedervereinigung mit ihr vielleicht eine verstärkte Wiederholung deiner Gefühle erleben kannst. Anderseits aber eine Situation, die es dir ermöglicht, ohne allzusehr darunter zu leiden, einen endgültigen Strich unter das Kapitel Leila zu ziehen, indem du einem Wiedersehen aus dem Wege gehst."

(Fortsetzung folgt.)

## Das Rennen.

Skizze von **Erwin Sedding.**

Es war das erste Rennen für Dohrmann, seit er mit Fery verlobt war. „Du bleibst natürlich zu Hause!" erklärte er.

„Natürlich?" fragte sie und zog ihre Brauen hoch.

Er nickte. „Wir wollen uns nichts vormachen, Liebling! Du stehst der Sache noch zu fern. Bei einem Autorennen muß man Nerven haben, — sogar fürs Zuschauen."

„Weißt du, daß ich sie nicht hätte? —"

So gerieten sie in Meinungsverschiedenheiten, bis Dohrmann zuletzt, durch die Beharrlichkeit des Mädchens geschmeichelt, nachgab. „Welchen Platz würdest du wählen?"

„Wenn es dir recht ist, die Haarnadelkurve. Ich will — über dich wachen, Hans!"

Himmel, ja, das hatte man nötig! Diese Kurve war das Entscheidende auf der ganzen Strecke.

„Welche Nummer fährst du?" hörte er Fery fragen.

„Die Eins."

Dohrmann fuhr aber nicht die Eins, sondern die Vierzehn. Er wußte auch, daß er log. Nur das Mitleid war es, was ihn die falsche Zahl nennen ließ. Die Sorge des Mädchens sollte mit dem ersten Wagen ihr Ende haben, — das Warten auf den Schluß der Staffel war unnütze Grausamkeit.

Tags darauf saß Dohrmann am Steuer, den Kopf im ledernen Sturzhelm, alle Sinne einzig auf die Bahn gerichtet, für die soeben das Startzeichen gegeben war. Brausend zog die Maschine den Hang hinauf, vorüber an Wiesen und Wäldern, winkenden Menschen, Seen, weidenden Herden. Der Zeiger zitterte auf neunzig, auf hundert, hundertzwanzig — die Straße wurde zum Band, das sich in atemraubender Schnelligkeit unter den Rädern aufwickelte.

Und nun: die Kurve. Dohrmann hätte sie gefahren, ohne auch nur eine Sekunde den Leichtsinn zu begehen, an Fery zu denken. Wenn — ja wenn jener Baum nicht gewesen wäre, vor dem hoch aufgerichtet ein Rest von Auto lag. Denn das Nummernschild, groß, weiß — —

Dohrmann riß sein Steuer herum, daß der Wagen knirschend über den Kies schlenderte. Dann fing er ihn ab, gewann die letzten Zentimeter vor dem Graben und bog, seines Glückes nur unklar bewußt, in die Gerade.

Ob Fery ihn jetzt für tot hielt? Sie mußte es wohl! Ein wahnsinniger Zorn gegen das Schicksal, gegen sich selbst, fiel über ihn her. Er trat das Gaspedal durch, daß der Motor plötzlich ganz hell zu singen begann. Er krallte sich an das Lenkrad, er dachte nur noch an das Ziel, das ihm den Weg zurückgab zu der Verzweifelten!

Dohrmann überholte ein halbes Dutzend seiner Konkurrenten. Er fuhr verbissen, rücksichtslos. „Fery" war alles, was er dachte, „Fery, Fery!"

Als er dann einige Minuten darauf durch das Zielband raste und die Bremsen zog, sah er die Geliebte plötzlich an seiner Seite.

„Du hier?" stieß er hervor und glaubte einer Sinnestäuschung zu unterliegen.

Das Mädchen lachte. „Nicht böse sein, Hans! Du hättest mich in der Kurve sowieso nicht sehen können. Genügte es da nicht, daß ich im Geiste bei dir war?"

Dohrmann kam nicht dazu, von seiner maßlosen Unruhe zu sprechen, die er um Fery gelitten hatte. Denn in diesem Augenblick, von herzueilenden Photographen umringt, erfuhr er, daß jene Unruhe ihn den zweiten Preis des Rennens hatte gewinnen lassen.

## Addis Abeba schafft sich ein Nachtleben an.

Von **Ludwig Haßlinger.**

Abessinien gehört zwar auch seit geraumer Zeit dem Völkerbund an, doch damit hat es noch längst nicht den Beweis erbracht, daß es auf besonders hoher kultureller Stufe steht. Das ist freilich in mancher Beziehung durchaus kein Nachteil. Denn wenn auch wir modernen Europäer uns über manche primitiven Einrichtungen im schwarzen Kaiserreich entsetzen, so scheint sich doch die große Masse der Abessinier ganz wohl dabei zu fühlen.

Der jetzige Kaiser von Abessinien unternahm, kurz bevor er vor etwas mehr als einem Jahr zur Regierung gelangte, eine Rundreise nach den verschiedenen europäischen Hauptstädten. Zweifellos kam ihm der augenfällige Unterschied zwischen seiner Residenz Addis Abeba und den europäischen Metropolen sehr stark zum Bewußtsein. So stellte er als ausgezeichneter Beobachter fest, daß man in Europa die Straßenreinigung nicht— wie in seiner kaiserlichen Residenz — den Hunden und Geiern, sondern eigens zu diesem Zwecke angestellten Beamten und den modernsten Maschinen überließ. Genau so wenig wird ihm kaum verborgen geblieben sein, daß die Europäer Brände durch die Berufsfeuerwehr bekämpften, nicht aber dadurch, daß sie jedem Brandstifter, einerlei ob er böswillig oder fahrlässig gehangelt hatte, den Kopf vor die Füße legten.

Nun hatte man angesichts der hervorragenden Intelligenz des Kaisers annehmen sollen, daß er nach der Rückkehr in die Residenz vor allem eine Straßenreinigung und eine Feuerwehr ins Leben rufen würde. Nichts von dem. Sein kaiserlicher Gedankenflug ging weit höher. Er wollte seiner Residenz die Segnungen modernen Nachtlebens verschaffen. Wahrscheinlich, um auf dieser Grundlage die neue abessinische Kultur aufzubauen.

Mit erfrischender Tatkraft ging der hohe Herr an die Verwirklichung dieses Planes heran. Er schickte auf Staatskosten eine Gesandtschaft nach Paris, um eine Ladung schöner Tänzerinnen auszusuchen und gleich mitzubringen. Die jungen Damen sollten die Herrenwelt von Addis Abeba unterhalten und möglichst rasch moderne Kultur verbreiten.

Lia Niako, eine nach Paris verschlagene junge Perserin, die beim Tanzen durch möglichst wenig Kleidung behindert zu werden wünschte, wurde zur kaiserlichen Primaballerina ernannt. Mit ihr und ihren Schutzbefohlenen kam eine Reihe von Profitgeiern beiderlei Geschlechts, die ihre im Nachtleben der europäischen Hauptstädte gesammelten reichen Erfahrungen in den Dienst der Jugend stellen wollten.

Der Einfall des Kaisers schien wirklich sehr glücklich zu sein. Die jungen Leute von Addis Abeba wurden mit den „Kulturbringern" bald recht gut bekannt. Sie hörten, daß zu einem richtigen Nachtleben auch Jazzkapellen, Tanzdielen, Bars, Cocktails, Sekt und andere Dinge von Nöten waren, die sie natürlich auch haben wollten. Drei Jahrtausende lang hatten die Abessinier nicht nach Schnaps gefragt, weil ihnen ihr Nationalgetränk, das Hirsebier, genügte. Das war keinem von ihnen schlecht bekommen. Doch die „Kulturträgerinnen" dachten nicht daran, mit diesem einfachen Stoff vorlieb zu nehmen, und sie wußten die männliche Jugend von Addis Abeba bald zu ihrer Ansicht zu bekehren. Den Nutzen davon hatten in erster Linie die ausländischen Profitgeier, in zweiter die Tänzerinnen, die prozentual beteiligt waren, und in dritter die französischen Likörfabriken und Sektkeltereien. Den Schaden trugen neben der Handelsbilanz Abessiniens die jungen Leute selbst, die durch manchen nächtlicherweile in der Gosse verschlafenen Rausch ihre kostbare Gesundheit gefährdeten.

Nun sah der Kaiser, welche Geister er gerufen hatte. Er versuchte sie sofort wieder zu bannen und zwar durch von ihm selbst verfaßte Artikel in der ihm gehörenden Hauptzeitung von Addis Abeba. Er sprach der Jugend seiner Residenz väterlich zu, hatte aber leider keinen Erfolg, da die Tänzerinnen und der Alkohol überzeugender wirkten als seine kaiserlichen Worte.

Unter diesen Umständen verbot der Kaiser den Genuß aller alkoholischen Getränke, außer dem Bier. Der Erfolg war niederschmetternd. Jede Nacht lagen noch mehr Jünglinge in der Gosse, weil das Trinken jetzt auch noch den Reiz des Verbotenen hatte. Alle Folgen der Prohibition, wie sie die Vereinigten Staaten zur Genüge erfahren hatten, lernte jetzt auch Abessinien kennen: Schnapsschmuggel, Mord und Totschlag, Beamtenbestechung. Addis Abeba war somit restlos von der Kultur durchdrungen.

Natürlich stieg durch das Verbot der ausländische Alkohol stark im Preise. Bargeld hatten die abessinischen Jünglinge nie viel besessen. Jetzt fehlte es ihnen ganz. So versetzten sie massenhaft ihre Wertsachen, vor allem ihre kostbaren Waffen. So auch des Kaisers eigener Neffe. Der hatte sich in eine der Tänzerinnen sterblich verliebt und bei ihr eine andere Größe der Gesellschaft von Addis Abeba ausgestochen. Eines schönen Tages besaß der junge Mann nichts mehr, um sich weiter die Gunst der Angebeteten zu sichern. Da schenkte er ihr sein mit kostbaren Steinen besetztes Schwert. Der ausgestochene Nebenbuhler war zähneknirschend Zeuge dieser schönen Szene. Doch als er dann den Feind ohne Waffen neben der Heißbegehrten sah, da stürzte er in das Zimmer und schnitt dem Glücklicheren mit einem Hieb seines Schwertes den Lebensfaden ab.

Diese Folge des Nachtlebens nach europäischer Art ging dem Kaiser entschieden über die Hutschnur. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird es bald eine Tänzerinnenflucht aus Abessinien geben, und der Monarch dürfte den Versuch machen, auf andere Art seinem Lande die Segnungen abendländischer Kultur zuteil werden zu lassen.

## Lustige Rundschau

* **Die schlechte Saison.** Herr Markus kommt in einen Gasthaus einer Sommerfrische und bestellt beim Kellner ein Schnitzel.

„Bedaure, sind gestrichen."

„Dann bringen Sie mir Schinken!"

„Ist alles gestrichen!"

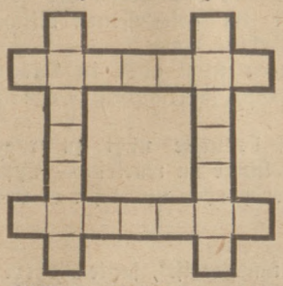
„Also — dann bringen Sie mir ein Butterbrot!"

Der Kellner bringt das Gewünschte. Herr Markus betrachtet es kritisch:

„So — das ist wenigstens beinahe nicht gestrichen!"

## Rätsel-Ecke

### Rahmen-Rätsel.



Die Wörter: Wechsel, Knaster, Meister und noch ein (hier nicht genannter) weiblicher Rufname sind passend in die Felder obenstehender Abbildung unterzubringen.

### Einsatz-Rätsel.

Statt tausend schreib' ein and'res Wort,
Der Kaufmann wendet's an,
Dann suche mir den Vogel auf,
Der diebisch handeln kann.
Und füge in das erste Wort,
Den Vogelnamen ein,
So wird, was nunmehr dir erscheint,
Ein süßes Früchtchen sein.

### Rätsel.

Eine Muschel deckt mich zu.
Aber nimmst du mir ein „u",
Werde ich im Garten blüh'n,
Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n.

*

### Auflösungen der Rätsel aus Nr. 212.

**Umstellungsaufgabe:**

H erzo g
E fe u
R einer z
B ulgarie n
S akriste i
T ort e

= **Herbsteinzug.**

**Auflösung der Frage: Was soll das bedeuten?**

**Grob.**

Junge Dame: „Soll ich singen: „Weil ich dich liebe" . . .?"
Herr: „Nein, wenn Sie mich lieben, singen Sie nicht!"

**Letzte Chance.**

„Liebste Olga, werden Sie mich niemals erhören? Befragen Sie doch Ihr Herz!"
„Ich frage mein Gehirn, und das sagt: Nein!"
„Und darf ich nie auf eine Gehirnerweichung hoffen?"

**Wie man's nimmt.**

„Hältst du mich etwa für einen Dummkopf?"
„Nein, durchaus nicht; aber — irren ist ja menschlich!"

**Fenster-Rätsel:**

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| E | R | N | S | T |
| P | | O | | A |
| S | A | G | A | N |
| O | | A | | N |
| M | O | T | T | E |

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.